

## ZUR ORIENTIERUNG ALS BEDINGUNG DER ICH-FUNKTION

CATHERINE MOSER

*Shi shenme dong xi?*

Was ist das? Was ist dieses  
Ost-West?  
Ein Ding? Nein, ein Ost-West  
auf Chinesisch.

*Se laisser troubler, c'est  
découvrir une possibilité de  
pensée immense.<sup>1</sup>*

Sich durcheinanderbringen  
zu lassen, ist eine  
Möglichkeit, immense  
Gedanken zu entdecken.

Eine Theorie. Ein Fall. Eine „Vignette“ – oder, wenn man es direkt aus dem Französischen versteht: *une petite vignette*, eine kleine Rebe, die eine Traube der Empfindung enthält, wenn man sich nicht hinter einem Blatt der Rebe versteckt. Also eine Wissenschaft, die Psychoanalyse, eine standpunktfreie, wohlbegründete, allgemein gültige, seit langem bewährte Sicht auf die Dinge, das Ideal aller Orientierung. Die Psychoanalyse ist eine Wissenschaft, die es gestattet, die Ethik eines Subjekts zu erkennen, und wie alle Wissenschaften unterliegt sie wissenschaftlichen Revolutionen. In einem gegebenen Moment wird eine Theorie von einer anderen ersetzt. Eine Interpretation oder ein Para-

---

1 E. Plenel, *La découverte du monde*; Paris: Stock 2002.

digma wird ausgetauscht. Eine Erklärung erweist sich als fruchtbarer, der Natur der Fakten besser angepasst.

Die Theorie ist, etymologisch betrachtet, ein Gefolge, ein Prozess des Zuhörens und Begleitens. Sie ist etwas, was die Urteilskraft begründet, aber auch darüber hinausgehen kann. Sie ist die Hilfe für das Gehör, das ich von meinen Patienten (die „Geduldigen“) in der Analyse erwarte, auch von meinen Kollegen, die manchmal etwas weniger geduldig sind – eine Frage der Zeit.

Eine Theorie stützt sich auf Konzepte oder Begriffe.

Eine Theorie der Orientierung, die sich auf geographische Konzepte stützt, wurde in Frankreich gegründet. Mit dem Wechsel ins Deutsche gewann sie metaphorische Funktion. Die Metapher entwickelt sich von einem Autor zum nächsten, von einer Sprache zur anderen und zieht sich hindurch, indem sie uns einlädt, den Gedanken der Spur zu folgen, um dem System, den Theorien zu entkommen, Fluchtlinien anzunehmen, um den Gleichheitsgedanken hinter uns zu lassen, die Grenzen, die Ursprünge und die Eingrenzungen.

Warum beziehen wir uns auf einen Begriff, der nicht existiert – den Orient als Ort, wo die Sonne aufgeht –, um uns zu orientieren, d.h. um ein ethisches Gesetz, eine moralische Richtung zu erarbeiten?

Der Orient ist dort, wo Eden war, die Residenz der Wahrheit. Und der Okzident erscheint als ein schlechtes Objekt, vage, groß, schlecht abgegrenzt, vielleicht nicht zu beobachten. Der Okzident ist der Ort, an dem die Sonne untergeht. Aber wie man weiß, existiert dieser Ort nicht. Man hat viel über den Untergang des Okzidents gesprochen, und auch in der Zukunft wird man noch darüber reden – ohne immer zu sehen, dass es sich um eine Tautologie handelt. Der Westen ist der Ort ohne Ort des Untergangs, die Richtung, in der die Sonne am Abend untergeht. Der Okzident ist aus einem Untergang entstanden, dem des Römischen Reiches mit Byzanz und Rom als Polen. Der eine beherrscht den Osten und der andere den Westen um das Mittelmeer herum. Wie in einer Metapher gleitet der Ort und wird Richtung. Dies ist die Definition der Orientierung. Es ist die Kunst, den Ort zu erkennen, an dem man sich befindet, indem man die Kardinalpunkte festlegt. Orientieren heißt also, sich dem Orient zuzuwenden. Die Religion weiß es. Sie hat den Altar des Priesters (des Vaters) so ausgerichtet, dass er dem Orient, dem Osten, zugewandt ist, woher das Licht kommt.

Die Orientierung hat ihren eigentlichen Bedeutungszusammenhang verloren und in einen anderen übertragen, ohne dass eine direkte Verbindung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem vorliegt.

Die Orientierung pendelt folglich zwischen Metapher und Konzept hin und her, und das ist es, was mich hier interessiert.

Hören wir, was uns die Philosophen sagen: Wie unser Verstehen können wir unser Orientieren nicht aussetzen, ohne uns selbst aufzugeben. Und weil wir uns zumindest in der Lebenspraxis wegen unserer Leiblichkeit je nach Situation orientieren müssen und wir uns auf Grund des wiederum leibvermittelten Horizonts auch orientieren können, sollen wir Orientierungsnotwendigkeit und Orientierungsmöglichkeit als fortwährende Einheit denken.<sup>2</sup> Elm zitiert eine Passage aus Kants Arbeit „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum“ (1768):

„[...] wir alles, was außer uns ist, durch die Sinnen nur insofern kennen, als es in Beziehung auf uns selbst steht [...]“, und dass wir von „unserem Körper den ersten Grund hernehmen, den Begriff der Gegenden im Raume zu erzeugen.“<sup>3</sup>

Das Ideal aller Orientierung bedeutet dann, das Denken als Bedingung der Orientierung zu betrachten.

Seit Kant wissen wir, dass das „Bedürfnis der Vernunft“ mit der schlichten Unterscheidung von links und rechts beginnt. Die Rechts-Links-Unterscheidung ist nicht nur Bedingung für die Orientierung im Gelände oder in Städten usw., sondern auch für das Lesen und Schreiben. Man kann wohl nach rechts und links sehen, aber nicht Rechts und Links selbst. Auch sind beide nur durch das Negativ des anderen definierbar.

Die Unterscheidung ist uns Kant zufolge „gegeben“, ohne verstanden werden zu können. Gegeben ist sie durch den Standpunkt des wahrnehmenden Körpers, so dass eine Unterscheidung zwischen rechts, links, vorne und hinten Voraussetzung für die Zuordnung der Himmelsrichtungen ist. „Der Körper ist somit Ursprung aller Orientierung im Raum.“, schreibt W. Stegmaier.<sup>4</sup>

Kant spricht aufschlussreich von der geographischen Bedeutung des Horizontes im Zusammenhang mit der Orientierungsleistung durch die Rechts-Links-Unterscheidung.

---

2 S. dazu R. Elm, „Orientierung in Horizonten. Analyse und hermeneutische Folgerungen“; in: W. Stegmaier (Hg.), *Orientierung*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S.79–114.

3 Ebd., S. 81.

4 W. Stegmaier, „Einleitung“; in: ebd., S. 19.

„Wenn ich auch noch so gut die Ordnung der Abtheilung [NB Abt-Heilung! Hervorhebung C.M.] des Horizonts weiß, so kann ich doch die Gegenden darnach nur bestimmen, indem ich mir bewusst bin, nach welcher Hand diese Ordnung fortlaufe, und die allergeaueste Himmelskarte, wenn außer der Lage der Sterne unter einander nicht noch durch die Stellung des Abrisses gegen meine Hände die Gegend determiniert würde, so genau wie ich sie auch in Gedanken hätte, würde mich doch nicht in den Stand setzen, aus einer bekannten Gegend [...] zu wissen, auf welcher Seite des Horizonts ich den Sonnenaufgang zu suchen hätte.“<sup>5</sup>

Diese ist sowohl begründend als auch fundamental. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sich Philosophen und Denker darauf geeinigt, die Bedeutung und gleichzeitige Unmöglichkeit einer Definition dessen, was rechts oder nach-rechts, links oder nach-links ist, einem Dritten zu erklären. M. Gardner hat die Unmöglichkeit dieser „Symbolisierung“ von links und rechts erwähnt:

„Ist es möglich Anweisungen, die dazu dienen ein geometrisches Bild zu zeichnen, das unserem Gegenüber vorzeigt, was links ist, zu übermitteln? Es reicht aus, einen Augenblick darüber nachzudenken um uns selber davon zu überzeugen, dass die Antwort nein lauten muss. Jedes asymmetrische Bildnis hat sowohl eine linke als auch eine rechte Seite.“<sup>6</sup>

Der menschliche Körper ist jedoch nicht symmetrisch, und wie uns Erik Porge ins Gedächtnis ruft, gibt es bei jedem Einzelnen immer kleine Zeichen, die eine Asymmetrisierung des Subjekts bewirken.<sup>7</sup> Wenn das Subjekt sich also mit seinem spiegelbildlichen Abbild identifizieren kann, nimmt es eine Umkehrung vor. Die Identifizierung ist nämlich nur unter der Voraussetzung einer Ignorierung dieser Dis-symmetrie möglich:

„Eine der Auswirkungen dieses Ignorierens ist es, die durch den Spiegel hervorgerufene Umkehrung von links und rechts als solche wahrzunehmen. In Wirklichkeit jedoch kehrt der Spiegel nicht links und rechts, sondern vorne und hinten um, wenn wir uns vor diesem befinden: Die Achse vorne-hinten steht nämlich senkrecht zum Spiegel. Die Ost-West- und Oben-

5 Zit. nach R. Elm; op. cit., S. 81–82, Anm 6.

6 M. Gardner, *L'univers ambidextre*; Paris: Dunod 1968, S. 22 [Übersetzung C.M.].

7 E. Porge, „Endosser son corps“; in: *Littoral* No. 21, 1986, S. 72.

Unten-Achsen behalten dieselbe Orientierung, die Nord-Süd- Achse wird umgekehrt.“<sup>8</sup>

Für das Subjekt geht es folglich darum, die Asymmetrie und das Spiegelbild zu vereinen, bestätigt J. Lacan 1966. Das Spiegelstadium ist nicht die Beschreibung des Ichs, sondern eine bildende Operation. Die Identifizierung und die Identität lassen sich nicht verwechseln, im Gegenteil, das Erkennen dieser Asymmetrie wird eine Hürde zur spiegelbildlichen Identifizierung sein, mit primärem Angriff auf das Imaginäre. So kann gesagt werden, dass die Möglichkeit einer symbolischen Identifizierung das Statut des Bildes determiniert; aus dem *speculum* entspringt die *speculatio*.

Der Körper ist also ein zu bearbeitender Terminus (*terme opératoire*), der eine Einheit bildet, beinhaltet und bedeutet, indem er gleichermaßen die Organe, die sich in ihm befinden, hält, wie er von diesen gehalten wird. „*Le psychotique dans le désir a affaire au corps.*“<sup>9</sup> „Der Psychotiker hat im Begehren mit dem Körper zu tun.“<sup>9</sup> Das lernen wir in der Klinik der Psychose.

Husserl sagt, vom Leiblichen her habe jedes Subjekt seinen Orientierungsraum, und er beschreibt den Leib als Nullpunkt all dieser Orientierungen.

Merleau-Ponty äußert sich wie folgt dazu: „[...] der Leib ist unsere Verankerung in der Welt.“<sup>10</sup> Schon wo er Husserls Nullpunkt-Orientierung aufgreift, wenn er mit dem leiblichen „Hier“ die Festlegung der ersten Koordinaten überhaupt meint, ist das nicht positionsräumlich, sondern situationsräumlich zu verstehen: „Mein Leib ist *da*, wo er etwas zu tun hat.“<sup>11</sup> In dieser Bewegung, in der der Leib als „Mittel und Medium der Welthabe fungiert“, ist aber genau die Bewegung, die Orientierung selbst: „Der Leib ist unser Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“<sup>12</sup> und „[...] das Körperschema [ist] letztlich nur ein anderes Wort für das Zur-Welt-sein meines Leibes.“<sup>13</sup>

8 M. Gardner, *L'univers ambidextre*; op. cit., S. 22 [Übersetzung C.M.].

9 J. Lacan, *Le Séminaire IX. L'identification [1961/62]*, 20. Juni 1962; inédit [Übersetzung C.M.].

10 M. Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*; Paris: nrf, Gallimard, S. 169; deutsch: *Phänomenologie der Wahrnehmung*; Berlin: de Gruyter 1966, S. 174.

11 Ebd., S. 289; deutsch S. 291.

12 Ebd., S. 171; deutsch S. 176.

13 Ebd., S. 117; deutsch S. 126.

Notwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit, genauso wie Räumlichkeit – unsere Realität ist also markiert durch den Bezugspunkt der Orientierung, der zu wissen gestattet, wo man sich im stattfindenden Prozess gerade befindet, *où l'on en est*. Die Festlegung einer Grenze im Sinne einer Grenzlinie geht auf die antike Astronomie zurück. Horizont wurde ursprünglich in der antiken Astronomie als Grenzlinie des Blickes bezeichnet (von *horizein*, abgrenzen, trennen, scheiden), bevor er auf dieser Basis zur Bezeichnung der Stellung des Menschen im Kosmos verwendet wurde. Er ist stets durch eine metaphysische Festlegung markiert.

Der Horizont ist laut Aristoteles der „den Blick begrenzende Gesichtskreis“, der „*finitor visus nostri*“.<sup>14</sup> Aber auch die Horizontgrenze ist beweglich und veränderbar: Wandere ich in den Horizont hinein, wird er zum Mitwandern veranlasst. Der Horizont selbst ist nicht einholbar, er ist unser Orientierungshintergrund. Er ist das gerade noch Wahrnehmbare; man könnte von verschiedenen Horizonten sprechen, von vorgezeichneten Potenzialitäten.

Die Orientierung ist aber definitiv, sie ist Wissen, sie ist Vernunft. Sie ist die Bedingung allen Lebens, wir kommen nicht um sie herum, aber auch nicht über sie hinaus. „Aber wie orientiert uns unsere Orientierung?“, fragt W. Stegmaier.<sup>15</sup>

Anders formuliert: Wie drückt sich das Verhältnis von Körper und Spiegelbild bei Psychotikern aus?

Wie soll man das Reale des Körpers zum Ausdruck bringen?

Im Seminar *Encore* beschreibt Lacan, dass ein Rest das Spiegelbild *i(a)* festhält. „[...] was unter der Kutte ist und was wir den Körper nennen, das ist vielleicht nur dieser Rest, den ich das Objekt *a* nenne.“<sup>16</sup> Das Spiegelbild *i(a)* ist die Kleidung dieses Restes. Bei Psychotikern ist das grundlegend anders; bei ihnen kann das reale Spiegelbild des Körpers seine Funktion, die einzelnen Teile, Objekt *a*, zusammenzuhalten nicht mehr erfüllen; es ist die Rückkehr zum Autoerotismus, die Rückkehr zum „Fehlen des Ichs (*manque de soi*)“.<sup>17</sup>

14 S. dazu R. Elm, „Orientierung in Horizonten ...“; in: op. cit., S. 85 ff.

15 W. Stegmaier, „Einleitung“; in: op. cit., S. 13.

16 J. Lacan, *Le Séminaire XX. Encore [1972/73]*; Paris: Éd. du Seuil, S. 12; deutsch: *Das Seminar XX. Encore [1972/73]*; Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 11.

17 S. dazu J. Lacan, *Le Séminaire X. L'angoisse [1962/63]*; Paris: Éd. du Seuil 2004, S. 140.

Für den Psychotiker stellen sich also zwei Fragen: Befindet sich unter der Kleidung noch ein Körper, und welche Kleidung hält diesen Körper zusammen?

Das Volumen des dreidimensionalen Körpers verringert sich oder wird durch die Kleidung auf ein zweidimensionales Abbild verringert. Ein Bild, eine Fläche, ein Koordinatensystem, das ein Fremdbefinden mit sich führt, zusammen mit einem gewöhnlichen Gefühl, welches in jedem Erkennen vorhanden ist, mitexistiert; fremd und gleichzeitig bekannt.

Ist es nicht, was die schwangere Mutter des Psychotikers erzählt? Für sie „[...] ist das Kind in dem Moment, als es in ihrem Bauch war, nichts anderes als ein Gegenstand, mal praktisch, mal peinlich, d.h. eine Subjektivierung des Objekts *a* als ein reines Reales.“<sup>18</sup>

Ein Körper, ein Rest, nichts Anderes.

## **Das Absurde und das Tragische, das Absurde und die Psychose, das Tragische der Psychose als psychischer Suizid?**

Ich möchte hier mit zwei Auszügen aus der Literatur meine Gedanken vorstellen, die als Dialektik verstanden werden können.

„Eine Annäherung: Ich wollte nach Hause gehen. Aber ich hatte Angst, nach Hause zu gehen, und ich versuchte, einen Plan zu machen, was ich in meinem Kopf tun sollte, aber da waren zu viele Dinge anzusehen, und zu vieles zu hören. Also legte ich meine Hände über meine Ohren, um den Lärm auszusperren und zu denken.“<sup>19</sup>

„Dad sagte mir, dass jeden Tag jemand stirbt und niemand weiß, warum. Das sind halt die Regeln. Dann ging er nach unten. Ich saß lange auf meinem Bett. Ich saß und saß. Irgendetwas in mir stimmte nicht, ich fühlte es in meinem Magen und ich wusste nicht, was ich tun sollte. So legte ich mich

---

18 Ebd. [Übersetzung C.M.].

19 M. Haddon, *The curious incident of a dog in the night-time*; London: Vintage 2004, S. 180. Der von mir übersetzte Originaltext lautet: „An approximation: I wanted to go home. But I was frightened of going home and I tried to make a plan of what I should do in my head, but there were too many things to look at and too many things to hear. So I put my hands over my ears to block out the noise and think.“

auf den Boden. Ich streckte meinen Finger spitz aus und richtete ihn auf den Kopf. Und drückte mit meinem Daumen ab. Und tötete mich.“<sup>20</sup>

Kann man daraus schließen, dass der Psychotiker aus allen Richtungen von Empfindungen angegriffen wird, die er nicht kontrollieren kann, und die daher Gewalt über seinen Körper durch alle Öffnungen übernehmen: durch Nase, Augen, Mund, Ohren, Anus? Der Psychotiker schützt sich vor den Aggressionen des Realen, denn er hat nicht die Möglichkeit, es zu interpretieren. Er lehnt den Sinn ab, indem er sich an die Orientierung des Realen anlehnt.

Das Asperger-Syndrom, das ich in meinem Fall beschreibe, ist eine Form des hochfunktionellen Autismus mit ausgeprägten Kontakt- und Kommunikationsstörungen. H. Hamelmann schreibt: „Wenn ein Asperger-Autist oder ein anderer autistischer Mensch ein Gesicht anschaut, wird es in seinem Gehirn in dem Bereich analysiert, der eigentlich für Objekte zuständig ist.“<sup>21</sup>

Für den Patienten handelt es sich also darum, so zu tun, als ob das Reale nicht existierte, aber dieses „Als-ob“ wird vom Mangel des verworfenen Elementes begleitet. Die Verwerfung bezeichnet die Erfahrung eines unauslöschbaren Stempels, eines radikalen Mangels. Es gibt also ein Loch im Signifikanten (*trou dans le signifiant*), welches aller Möglichkeit der Negation vorangeht. Dieser Mangel bekundet sich laut S. Leclaire<sup>22</sup> in Form einer tiefen Depression, einer Art „Luftzug“, der die Gesamtheit dessen, was sich um das Loch herum befindet, zentriert und organisiert, was vorher unorganisiert und unwiderstehlich war, *un trou noir*, ein schwarzes Loch. Dieses Loch im Signifikanten könnte – in Bezug auf das schwarze Loch, wovon noch die Rede sein wird – an D. Meltzer<sup>23</sup> und an F. Tustin<sup>24</sup> anknüpfen.

20 H. Buten, *When I Was Five, I Killed Myself*, Ditzingen: Reclam 2003, S. 8. Der von mir übersetzte Originaltext lautet: „Dad told me that every day somebody gets dead and nobody knows why. It’s just the rules. Then he went downstairs. I sat on my bed for a long time. I sat and sat. Something was wrong inside me, I felt it inside my stomach, and I didn’t know what to do. So I laid down on the floor. I stuck out my pointed finger and pointed it at my head. And I pushed down my thumb. And killed myself.“

21 Unter: <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/13/0,1872,2147469,00.html>.

22 S. Leclaire, *Écrits pour la psychanalyse. Diableries 1955–1994*, Paris: Éd. du Seuil 1998, S. 110.

23 D. Meltzer, „Interview with Donald Meltzer by Marc du Ry“; in: B. Burgoyne, M. Sullivan (Ed.), *The Klein-Lacan Dialogues*; New York: Other Press 1999, S. 177.

Mir scheint, dass die Arbeit mit psychotischen Kindern eine Arbeit ist, bei der die Regeln neu definiert werden müssen, für jedes von ihnen wie für jeden von uns. Verblüffende Äußerungen, absurde Zusammenhänge zeugen von einem singulären Wissen und stellen also einen ersten Heilungsversuch dar. Das Leben, der Tod, die Wahrnehmung der Sinne, eine Sintflut, ein Desaster. Unter einem erdrückenden Himmel zu leben, bestimmt, ob man da herauskommt oder dort bleibt. Es stellt sich also die Frage, wie man herauskommt bzw. warum man bleibt. Auf das „Wie?“ von „wie man herauskommt“ würde die Orientierung antworten, als Ort, Funktion und Instanz der Sprache des Anderen. Auf das „Warum?“ von „warum man bleibt“ würde das „Menschliche, Allzumenschliche“ von Nietzsche antworten, das heißt, das menschliche Dasein schlechthin, das die Frage des Absurden und des Suizids in sich, ins Ich trägt. „*I killed myself.*“

„*It's just the rules*“, die Regeln, oder das Gesetz über Liebe, Leben und Tod.

Ist dann die Psychose ein misslungener Versuch, das Gesetz zu verwerfen, eine misslungene Antwort auf das „Wie“ und „Warum“?

„Der Psychotiker [...] ist bereit, für die Welt selbst zu haften, im extremen Fall sogar sein Leben herzugeben“, schreibt A. Michels, „weil er durch sein Verschwinden noch erhofft, die Leere herzustellen, die einzig und allein das Symbolische zu instituieren vermag. Möglicherweise fällt es ihm auch leichter, auf sein Leben zu verzichten, weil er ja bereits – zumindest symbolisch – gestorben ist.“<sup>25</sup>

Ein psychotisches Kind ist ein Kind, das sowohl für sich als auch für die anderen symbolisch gestorben ist. Es hat kein Orientierungsvermögen mehr.

Der Horizont wird hier zum Schlussstrich, in einem einzigen Zug werden die Spuren ausgelöscht.

Es kann paradox erscheinen, hier das Thema der infantilen Psychose aufzugreifen. Ich glaube jedoch, dass die Zeit, als Komplementär des Raumes innerhalb einer gelungenen Orientierung, die Psychose kennzeichnet. Der Psychotiker kann die Zeit nicht wahrnehmen, insofern als die Spuren eines Textes, der symbolisch in der Sprache noch nicht auftauchen konnte, sich in das Reale einschreiben. Der Psychotiker ist „ver-rückt“, so Freud, „an einen anderen Ort“, wo sich die

24 F. Tustin, *Autisme et psychose de l'enfant*; Paris: Éd. du Seuil 1977, S. 32.

25 S. dazu den Beitrag von A. Michels in diesem Band.

Spuren als eigener Text durch einen Einbruch in das Reale einschreiben. „Der Weg des Subjekts verläuft zwischen zwei Mauern des Unmöglichen, zwischen der realen Befriedigung auf der einen und der imaginären Erfüllung auf der anderen Seite.“<sup>26</sup>

Es ist also notwendig, bei der Behandlung von Psychotikern die Dimension der Zeit wieder einzubringen. Die Vermittlung der Wirklichkeit benutzt ein Zeichensystem, das durch Sprache, Zeit und Raum als Orientierungsbedingungen erstellt wird, das es dem psychotischen Subjekt ermöglicht, sein Wissen zu artikulieren, das bis dahin unbewusst geblieben ist.

Darum geht es auch in der Psychose. Um Zeit. Um Sprache. Um seine Wahrheit zu artikulieren.

Von diesem unbewusst gebliebenen Wissen des Subjekts zeugt „der absurde Mensch“ von Albert Camus.<sup>27</sup> Camus liefert uns eine philosophische Reflexion, die das Tragische und den Suizid übersteigt, indem er sich auf die Gründungsmythen stützt, *Ödipus*, *Sisyphos*, *Don Juan*.

Die Mythen, als Strukturen in Form einer Erzählung, erlauben es, aus der Ewigkeit herauszukommen und in die Geschichte einzutreten. Das Tragische überwinden, so Camus, ist die Ernsthaftigkeit wiederzufinden und dadurch das Glück: „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“<sup>28</sup>

Darin gleicht der Mensch der mythologischen Figur des Sisyphos, dessen Tun gerade in seiner äußersten und beharrlichen Sinnlosigkeit als Selbstverwirklichung erscheint. Wenn es denn gelingt, wie Camus schreibt, sich Sisyphos glücklich vorzustellen. „Darin besteht die verborgene Freude des Sisyphos – sein Schicksal gehört ihm – sein Fels ist seine Sache [...] der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung hört nicht mehr auf.“<sup>29</sup>

Weiter:

„Ödipus gehorcht zuerst dem Schicksal ohne es zu kennen. Vom Augenblick an, wo er weiß, beginnt seine Tragödie. Aber im selben Augenblick, blind und verzweifelt, erkennt er, daß das einzige Band, das ihn mit der Welt verbindet, die frische Hand eines jungen Mädchens ist. Ein Wort außer

26 Ebd.

27 A. Camus, *Le Mythe de Sisyphos*; Paris: Gallimard, Idées, 1942; deutsch: *Der Mythos des Sisyphos*; Reinbek: Rowohlt 2. Aufl. 2001.

28 Ebd., S. 160.

29 Ebd., S. 159 f.

allem Maß erschallt: Trotz so vieler Prüfungen, lassen mich mein fortgeschrittenes Alter und die Größe meiner Seele zu dem Urteil kommen, daß alles gut ist.“<sup>30</sup>

Der *Ödipus* von Sophokles gibt die Formel des absurden Sieges. Die antike Weisheit findet sich im modernen Heroismus wieder. Die Mythologie nach Freud erhält eine phantasierte Körperbildung der Mutter und modifiziert dabei den Erinnerungsinhalt einer Kindheitsphantasie. Die Formulierung des Unsagbaren schafft einen Mythos, der die Universalität der Wahrheit bezeugt und nachweist, dass eine Mythologie, mündlich oder schriftlich überliefert, immer menschnah sein muss, weil sie den Text eines kulturellen Dramas darstellt. In jeder Gesellschaft, zu jeder Zeit, sind wir die Sammelstellen des unbewussten Wissens, die Zeugen eines Lebensdramas. „Es war eine heroische und unhistorische Zeit.“, schreibt Freud.<sup>31</sup>

Der Camus'sche Sisyphosmythos illustriert das Absurde als solches, das Drama des Absurden, so wie die Psychose uns damit konfrontiert. Die Psychose ist durch diese tragische Dimension, die sie repräsentiert, eine absurde Antwort, denn sie bezieht sich auf keine Frage, die ihr gestellt worden ist oder die damit verbunden wäre. Insofern ist sie am Scheidepunkt des Absurden, des Tragischen und des Suizids angesiedelt, dem psychischen Totpunkt, dem Ruf der Leere. Zitieren wir F. Dolto: „Das psychotische Subjekt spricht in seiner Rede eine Wahrheit aus, indem es sie jedoch mit dem Siegel des doppelten Sinnes versieht, des Unsinnigen.“<sup>32</sup> Diese Doppeldeutigkeit ist die von Sinn und Richtung.

Für Camus besteht das Absurde des Menschen in dem Spannungsverhältnis zwischen der Sinnwidrigkeit der Welt einerseits und der Sehnsucht des Menschen nach einem Sinn andererseits.

Die Mythologie ist eine Überlieferung dieses Dramas, die es auf symbolische Art und Weise erlaubt, das Leben weiterzugeben. Darauf möchte ich mit der Beschreibung meines Falls eingehen:

30 Ebd., S. 158.

31 S. Freud, „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“; in: *G.W. VIII*, S. 151.

32 F. Dolto, „Préface“; in: R. Pelsser, *Manuel de psychopathologie de l'enfant et de l'adolescent*; Québec: Éd. Gaétan Morin 1989. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Le sujet psychotique énonce une vérité dans son discours, mais en la marquant du sceau du double sens – l'insensé.“, S. XV.

## Vignette: M.

M. ist 7 Jahre und 9 Monate alt, als ich ihn zum ersten Mal in Begleitung seiner Mutter treffe. Heuchelei, massive Schwierigkeiten, Aggressionen, sowohl in der Schule als auch zu Hause. M. besucht die zweite Klasse. Seine Mutter sagt, dass er wegen einer Verhaltensauffälligkeit bereits im Kindergarten und im Universitätsklinikum getestet worden und in verschiedenen Behandlungen gewesen sei: Logopädie und Legasthenie-Therapie.

Der Mutter, die sich von M. „auf Trab“ gehalten fühlt, fällt es schwer, pädagogische Maßnahmen durchzusetzen. Gleichzeitig bemerkt sie auch, dass er sich „abkapselt“.

Seit 2002 ist sie alleinerziehende Mutter und kann wegen ihres Sohnes keine neue Partnerschaft aufbauen: „Er stört.“

M. sagt, dass sein Nichtwissen ihn „verrückt und unruhig“ mache, und fügt hinzu: „Meine Mutter sagt, ich soll nicht über die Trennung sprechen.“ Er hat keine Freunde und fühlt sich sehr einsam.

Weiterhin erzählt die Mutter, dass sie selber im Alter von 17 Jahren von ihrer Mutter verlassen und „betrogen“ und mit ihrem Vater und Bruder zurückgeblieben war. Bis heute hat sie nur äußerst sporadischen Kontakt zu ihrer Mutter.

Ihr Vater sei daraufhin sehr verletzt gewesen und habe ein wildes Leben mit vielen Affären geführt.

Mit tränenerfüllten Augen sagt sie dann, dass sie sich „immer nur eine richtige Familie“ gewünscht hatte und sich jetzt von ihrem eigenen Mann, von dem sie nun getrennt lebt, „betrogen“ fühlt.

In „L’homme absurde“ zitiert Camus Dostojewskis Satz aus *Les Possédés (Die Dämonen)*:

„Wenn Stavrogin glaubt, glaubt er nicht, daß er glaubt. Wenn Stavrogin nicht glaubt, glaubt er nicht, daß er nicht glaubt.“<sup>33</sup>

Ich hatte diesen Satz im Kopf, als M. äußerte:

„Meine Mutter denkt, dass ich nicht denke. Ich denke schon, nur ich denke, dass es nicht mehr als denken ist, dass ich Fantasien ausdenke.“

Und kaum ist dieser Satz zu Ende, nimmt er einen Stift und tut so, als würde er masturbieren, wie ein zwanghaftes Zucken, und sagt: „Ich habe Angst vor der Dunkelheit. Ich gucke in die Nacht, so ... (macht die Augen ganz zu). Siehst du was, du?“, sagt er dann zu mir.


33 A. Camus, *Le Mythe ...*; op. cit., S. 91; deutsch S. 59.

Alles geht sehr schnell: Ich versuche, in seiner Rede etwas zu entdecken, was mir bei der Assoziation von Augen, Tränen und Trennung behilflich sein kann. Behilflich sein kann, die Bedeutungen zu entdecken, die Stellung des ohnmächtigen Vaters: „Ich möchte meinen Vater sehen ... meldet sich nicht ... zu viel Streit“, sagt M.

Dann nimmt er einen roten Stift und malt einen Comic mit Sprechblasen, die eine Geschichte erzählen.

„Die Füxe (Füchse) sind unterwegs, aber die Füxe laufen nicht weit, weil ein Baum im Weg steht.“

An erster Stelle ist M., gefolgt von seiner Mutter („Fux Mutter“), die einen größeren Schwanz hat als er. An letzter Stelle läuft sein Vater („Fux Papa“) mit einem riesigen Schwanz, der steil nach oben zeigt.

Die Geschichte → Die Geschi 

Die Geschichte als gegenwärtige Synthese der Vergangenheit wird in einem dialektischen Hin und Her zur Struktur zwischen „ehe“ und „te“, also „euch“ und „du – Ute“.

Wenn ich mir den Text heute anschau, verstehe ich, was ihn zwingt, mehr oder weniger schnell zu schreiben, diesen Zwang zu empfinden, zum nächsten Buchstaben oder zur nächsten Linie übergehen zu müssen und dabei jegliche Individualität der Wörter und Buchstaben zu annullieren. Gleichzeitig merke ich, dass die letzten Buchstaben des Wortes in der nächsten Kartusche ein neues Wort anfangen: Das ist es, was Bewegung in die Signifikantenkette bringt, um die Starre der Mutter zu durchbrechen, und was das Leben als Bedingung zum Überleben mit sich trägt. Er schreibt mit anderen (Rechtschreib-)Regeln: Das Ende steht für einen Anfang. Ich habe das Wort *un cartouche* (Kartusche) in Anlehnung an Champollion (1822) gewählt, der im Inneren von kleinen verzierten Bildern (*cartouches*) die ägyptischen Hieroglyphen entdeckt hat und ihnen eine symbolische Bedeutung vom Wert einer Schrift zugeordnet hat.

Lesen und Schreiben ordnen sich einem Orientierungsprinzip unter; eine Störung dieses Prinzips hat Dyskalkulie und Legasthenie zur Folge. Diese Störung prägt sich in Form des Misslingens einzelner Buchstaben beim Schreiben aus und wird Symptom. Dieses wird folglich zur Spur dessen, was weder in Zeit noch in Raum geschrieben werden kann.

Und dennoch: Es hat alles einen Sinn. Es war einmal eine Geschichte.  
(Siehe Blatt)

„Die Füchse sind unterwegs, aber die Füchse laufen nicht weit,  
weil ein Baum im Weg steht.“



Die Geschi-eh: er ändert das C in ein E um, um die Verbindung zu verändern, also Trennung.

Geschiedene Ehe.



Bleibt noch das „te“: Seine Mutter heißt U-te, sie ist amputiert, franz.: amp-ute-é, und desorientiert.

Sie hat den Sinn für das Leben, Denken, Handeln verloren, ihren Orientierungssinn, ihren Nordpol. Er ist aber derjenige, der vor diesem Baum steht, nicht hinaufklettert oder ihn nicht umgeht. Er ist „kaputt“.

In der nächsten Sprechstunde, nachdem sie bereits eine eigene Therapie begonnen hatte, erzählte sie ein einschneidendes Erlebnis:

Sie lebte schon als alleinerziehende Mutter und brauchte einen Babysitter für den damals 3 Jahre alten M., weshalb sie sich an ihren Vater wandte, der ebenfalls ohne Partnerin war. Als sie um Mitternacht zurückkam, war er stark alkoholisiert und wollte als Bezahlung für den Abend mit ihr schlafen. Sie war so schockiert, dass sie, nachdem „Rausschmiss“, ohnmächtig zu Boden fiel. M. wurde davon wach und schläft seitdem, wegen andauernder Alpträume, bei ihr, wobei auch die Mutter ohne ihren Sohn nicht mehr schlafen kann.

Das Kind als Schutz, als Dach über dem Kopf.

M. zeichnet:  „Das ist ein Dach. Aber guck, wenn ich so mache,  
, dann ist es ein A.“

Und guck, das ist ein N, und wenn du das drehst, dann ist es ein Z.“

„Ja“, sage ich, „zwischen A und Z – wo bist du?“

„Guck“, sagt er weiter, „das ist ein X. Das kannst du drehen, es bleibt immer ein X.“

Ohne nachzudenken sage ich: „Du bist ein Junge (XY) und wirst immer ein Junge bleiben, ich bin eine Frau und bin immer so gewesen (XX).“

Er lacht. „Immer ein Junge“, sagt er dann, „aber wie heißt das?“ Er zieht seine Hose herunter und zeigt unter seinem Penis auf seine Hoden. „Das, wie heißt das, diese roten Klumpen Fleisch?“

Die Manifestation eines so zerstückelten Körperbildes zeigt sich in den Phantasien und Träumen um den eigenen Körper, die besonders in der Analyse von Psychotikern auftreten. Sie richten sich auf Teilstücke des Körpers in Form von losgelösten Gliedern, ausgerissenen Organen, Bildern der Verstümmelung, Dissoziation, Entleibung, Kastration.

„Diese Bilder symbolisieren die Bedrohung der Lebendigkeit des eigenen Leibes, die dann zunichte werden muß, wenn der eigene Leib zum leblosen Ding herabsinkt.“, schreibt G. Pagel.<sup>34</sup>

Also nennen. M. richtet an seinen Analytiker einen Appell. „*Appeler le repère*“, sagt Lacan, einen Anhaltspunkt anrufen. An diesem Punkt lässt M. die Funktion des Vaters eintreten. Ist er Psychotiker geworden, weil nichts benannt wurde? Was weiß er über Gattung und Geschlecht? Irgendwann sagt er dann: „Meine Eltern haben sich gepaart.“ Aber wer ist der Vater? Vater der Mutter oder sein abwesender Vater? Welche Instanz gibt die Orientierung und ermöglicht das Lesen, Buchstabe für Buchstabe? Wo ist der Unterschied zwischen Menschen und Tieren (Gepard)?

„Genau in der Funktion, in der das Sexualobjekt sich auf die Seite der Realität schlägt und sich als ein Packen Fleisch präsentiert, entspringt die so of-

34 G. Pagel, *Jacques Lacan. Zur Einführung*; Hamburg: Junius 2002, S. 28.

fenkundige Form von Desexualisierung, die man beim Hysteriker als Ekelreaktion bezeichnet.<sup>35</sup>

Ist das Handeln des M. nicht vielmehr als ein Appell an die drei Dimensionen zu verstehen, denen der Körper gehorcht, nämlich:

- der Körper in seiner Dimension als biologische Einheit sowie Triebhaftigkeit, inklusive Todestrieb, das Fleisch oder das Tier, der Leib,
- der Körper in seiner historischen Dimension, der auf frühere Generationen zurückblicken lässt, der Sohn eines Vaters, den er liebt,
- und der Körper in Verbindung mit der Sprache, als *Être de parole* (Sprechwesen)?

Der Leib ist nicht der Körper. Der Körper ist das Anatomische, Physische, Mathematische und Messbare. Der Leib ist, was lebt, im Gegensatz zur Leiche. Er bedeutet den Bauch, was einigt und vereint (sich einverleiben; Bauchgefühl).

Die Verkörperung ist die Personifizierung, die Inkarnation im metaphorischen Sinne. Die Einverleibung ist die Inkorporation, die Integration, die Annexion im metonymischen Sinne.

M. befindet sich an dieser Stelle, an der die Inkorporation des Vaters den Punkt repräsentiert, an dem das Symbolische Gestalt annimmt („*représenterait le point où le symbolique prend corps*“).<sup>36</sup>

„Was ist dieser Vater, dessen Sohn ich bin? Und wie kann ich als solcher wirklich Besitzer eines Penis, oder genauer: von Hoden werden, in dem sich die Samen der Generation befinden?“ Das ist es, was M. fragt. Und ich merke, wie ich „Leib“ und „lieb“ miteinander verwechsle, eine Frage der Buchstaben, die eine Frage des Zweifels widerspiegelt.

Verliebt, verleibt; die Verliebtheit von M. für seinen Vater gründet sich auf die Nostalgie der Liebe, die mit der Sehnsucht verbunden ist, die durch seine Abwesenheit entsteht.

35 J. Lacan, *Le Séminaire XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* [1964]; Paris: Éd. du Seuil 1973, S. 157; deutsch: *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* [1964]; Weinheim, Berlin: Quadriga, 4. Aufl. 1996, S. 181.

36 J. Lacan, „Radiophonie“; in: *Scilicet* 2/3, 1970, S. 60.

Man kann aus dem psychotischen Prozess eine imaginäre Kausalität folgern.

Es scheint mir, als handelte es sich bei M. um eine derartige Psychose, wo der Körper der Mutter ein Wort ersetzt, das nicht vom Vater ausgeht. Nämlich den Namen-des-Vaters (*Nom-du-Père*), auch als ‚Nein‘ des Vaters (*Non du Père*) zu hören.

Das, was die Mutter übermitteln kann, bleibt auf dem Niveau der Sache, des Objekts, des bloßen Fleisches, ohne anderen Wert als da zu sein, ohne Bedeutung und ohne Sinn. Das greift M. auf, indem er von einem „Stück Fleisch“ spricht. Nicht mehr, nicht weniger. Nach der Mutter ersetzt das Fleisch eine Reflexion über „einen kleinen Mann, der sich“, nach F. Dolto, „anschickt, groß zu werden“, (*„allant devenant grand, dans le génie de son sexe“*). Diese Mutter annulliert die körperliche Dimension der geschichtlichen Zeit, und sie autorisiert „den Vater“ – ihren eigenen oder den des M. –, nicht diesen Platz einzunehmen, der es M. gestatten würde, sich außerhalb des von ihr selbst gesteckten Rahmens zu strukturieren.

Eine der wichtigen Thesen, die von D. Vasse vorgeschlagen werden, beruht auf der Funktion, die er der elterlichen Position bei der Konstitution der Psychose zuschreibt: Die Psychose sei für uns wie die letzte und unbewusste Versuchung, das Subjekt gegenüber den Manövern der Perversion zu schützen.<sup>37</sup>

Im Falle von M. bestätigt die Position seiner Mutter gegenüber dem Gesetz diese These. Die Verleugnung der Unterschiede der Geschlechter (die Mutter lässt in ihrem Diskurs für den Vater keinen Platz) bringt die Verwerfung des Namens-des-Vaters mit sich. Das psychotische Kind bewegt sich also im „Unmöglichen“, grenzenlos und zeitlos, in dem kein Einer kommt, um die Unordnung der Welt zu unterbrechen.

Der (hier angesprochene) Name des Vaters ist in einer Dimension jenseits der Mutter, auch jenseits des leiblichen Vaters.

Der Körper der Mutter ist folglich das, was beim Ich, welches noch nicht Ich ist, Verwirrung stiftet: *„Je ne suis pas en-corps moi.“* / „Ich bin (noch) nicht im Körper“ – es ist die Zeit der *„différance“* im Sinne Derridas. Er hat dieses Konzept erfunden, um die Verschiebung zwischen dem Subjekt und seinem Werk hervorzuheben. Zwischen der Mutter und dem Kind als Partialobjekt seiner Mutter weist die Verschiebung auf eine Spur hin, die verborgen bleibt. M. wird zwischen einer Muttersprache, von der er bei weitem nicht alle Register

---

37 D. Vasse, *Un parmi d'autres*; Paris: Éd. du Seuil 1978 (Le champ freudien).

beherrscht, und einem Vaterland, in dem die Väter gefallene Helden sind, hin- und her gerissen. Um zu überleben, bleibt ihm nur eine Art der Revolte bzw. des Leidens zu erfinden. Diese drückt sich aus, indem M. sich als desorientiert, fremdartig (Fremder) erweist.

„Ich ist ein anderer.“, schreibt Lacan. „Dieser Augenblick läßt auf entscheidende Weise das ganze menschliche Wissen in die Vermittlung durch das Begehren des andern umkippen“,<sup>38</sup> mit der Folge von Entfremdungen, ambivalenten Ebenen, Zerstückelungen.

M. trägt eine Geschichte mit sich, eine väterliche Geschichte nicht aussprechbarer, inzestuöser Konfusion der Generationen. Die Generation ist die Zeiteinheit der unbewussten Zeitlosigkeit. Die Konfusion, die sich im Schreiben seiner eigenen Geschichte widerspiegelt.

Wer ist wer? Wer bin ich? Wer ist mein Vater?

D. Vasse unterstreicht dies durch den Begriff „*De-signation*“, den Moment in der Psychoanalyse, an dem die Objekte Gestalt annehmen, die Aussagen, die das Subjekt formuliert, einen Sinn und eine Richtung bekommen.<sup>39</sup>

An dieser Stelle soll F. Dolto zitiert werden: „Man muss immer die Verantwortung des Kindes wecken, indem man es an die Eltern der Urszene narzisstisch anlehnt.“<sup>40</sup>

Kann M. diese Stütze in der Analyse finden?

M. hat diese Verantwortung übernommen, als er mit seinem Vater einen Termin vereinbarte. Beide sind sich dann im Sprechzimmer gegenübergestanden und haben gezeigt, wie wichtig sie füreinander sind. Am Anfang hat die Mutter diese Treffen von Vater und Kind zugelassen, sie sogar befürwortet, weil sie dadurch eine Entlastung als alleinerziehende, beschäftigte Mutter erfuhr. Als sich verdeutlichte, wie wichtig der Vater für M. ist, reagierte sie heftig und schrieb Briefe mit dem Inhalt: „Schauen Sie sich doch mal diesen Mann an!“ Ich stellte mir die Frage, inwiefern die Analyse dazu beigetragen hat, dem Vater Zugang zur Dyade Mutter-Kind zu gewähren. Eines Tages sollte M. von seinem Vater zu einem gemeinsamen Nachmittag abgeholt werden, der allerdings nie auftauchte. Die Mutter rief mich an und

38 J. Lacan, „Le stade du miroir comme formateur de la fonction du Je“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 98; deutsch: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“; in: *Schriften I*; Olten: Walter-Verlag 1973, S. 68.

39 D. Vasse, *Un parmi d'autres*; op. cit., S.120

40 F. Dolto, *L'enfant dans la ville*; Nice: Z'Éditions 1987, S. 99. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Il faut toujours responsabiliser l'enfant en l'appuyant narcissiquement sur les parents de la scène primitive.“

kam mit M. zu einem Termin, der im Nachhinein der letzte war. M. sprach von seiner Enttäuschung durch den Vater und der Schwierigkeit, einen Mittelweg zwischen beiden Elternteilen zu finden.

Sodann wollte er ein Spiel spielen: Er zeichnet etwas, von dem ich erraten muss, was es darstellt:

Er zeichnet etwas, ich rate – „falsch!!!“, so die schnelle Antwort. Das Spiel läuft so dreimal nacheinander, bis ich mich frage, warum ich eigentlich mitspiele und wofür das gut sein soll.

Beim vierten Mal antworte ich daher: „Ich weiß es nicht.“

M. schaut strahlend auf: „Richtig!“

Diese Begeisterung zeigt, dass etwas getroffen worden ist. Die Unvollkommenheit zu akzeptieren, schafft Platz für einen Zweifel und erlaubt wiederum ein Wissen, das sich etabliert. In diesem Moment erlaubt die Analytikerin eine Projektion auf ein weißes Textil, auf das der Patient seinen Text, auch mit Fehlern, schreiben kann, auch mit Unwissenheit. Daraufhin zog die Mutter mit M. um, schrieb ihn in einer anderen Schule ein und wechselte ihren Arbeitsplatz. Sie brach die Therapie von M. letztendlich ab. Ihre eigene Therapie brach sie ebenfalls ab.

Es scheint mir, als habe es bei M.s Mutter eine Verwechslung der Register R, S und I gegeben. Sie hat immer ihr Möglichstes für M. getan, hat immer geträumt, eine echte Familie zu haben, und jetzt ist sie nicht mehr in der Lage, die Angst zu besänftigen. Das liegt an einer massiven Ambivalenz, die ihrem, sowohl geliebten als auch verhassten, Vater gegenüber entstanden ist, weil er ihre Erwartungen nicht hat erfüllen können. Dasselbe gilt auch gegenüber ihrem verhassten Ehemann, den sie aber dafür schätzt, dass er dasjenige repräsentiert hat, was ihr Vater gerne gewesen wäre: „Privatier“, reich genug, um frei zu sein. Das ist das Gebiet des Imaginären.

Das Gefühl der Fremdheit, wenn man vor einem psychotischen Kind steht, ist das Gefühl, das diese Mutter hat, wenn sie in Kontakt mit der allgemeinen symbolischen Welt tritt; und das Gefühl, das sie bereits in ihrer Jugend gegenüber den Gedanken anderer, insbesondere wenn diese Gedanken sie betrafen, hatte. Es handelt sich hierbei um die uneingeschränkte und absolute Schuld, die sie im Hinblick auf die Fehler ihrer eigenen Mutter verspürt. Dieses Gefühl der Fremdheit führte zur ihrer Isolation ab ihrem 17. Lebensjahr und brachte die totale Negation aller symbolischer Aktivitäten ihres Sohnes mit sich. Ihrer Rolle als Mutter, d.h. hier als Interpret des Symbolischen, kann sie nicht gerecht werden, weil sie sich getäuscht hat. Der Irrtum ist jedoch imaginärer Natur, da die Täuschung über den Vater und über den Ehe-

mann einen Einschätzungsirrtum nahelegt, gewissermaßen einen optischen Irrtum. „Ich habe nicht erkannt, wer sie sind.“ Der Fehler der Großmutter zwingt sie zum Irren, bis zur Erblindung (wenn ich mich verirre, wird auch der Spiegel blind).

Jedoch ist für sie der Irrtum der Fehler, d.h. es ist im Sinne von *Les non-dupes errent* ein Irrtum, keinen Fehler zu machen. Es handelt sich also um diesen Fehler, den man, aufgrund der Fehler ihrer Mutter, als „angeboren“ bezeichnen kann, und der den Ursprung der Unmöglichkeit einer symbolischen Übertragung bildet.

Vielleicht versteht man die Entwicklung dieser Psychose besser, wenn man sie generationenübergreifend betrachtet. Im Symbolischen ist es der Fehler der Großmutter, diejenige, die die Welt um sich herum betrogen hat und die seither nicht mehr mit ihren Kindern redet, weil diese für sie nicht hervorragend genug waren; im Imaginären ist es das Bestreiten eines Fehlers (die Mutter von M. kann es nicht hinnehmen, dass auch sie sich irrt), und im Realen ist die Psychose des M. das verheerende Ergebnis.

Ich weiß jetzt, wie ich M. nennen möchte: M. wie Martyrium des Symbolischen. Das Reale ist dann also auf der Seite des Körpers. Diese Ungleichheit zwischen dem Chaos des Realen und der Ordnung des Imaginären oder Symbolischen ist der Kern der menschlichen Problematik. Die Psychose – z.B. Asperger-Autismus – stellt eine Unterbrechung der signifikanten Kette dar. Alles, was zufällig oder spontan geschieht, wird im Gegensatz zu dem, was zielgerichtet ist, zu Symptomen.

Die Metapher ist etymologisch betrachtet das, was man überträgt oder nachträgt, genauso wie die Metaphysik der aristotelischen Physik folgt.

Die Klinik der Psychosen veranschaulicht diesen Verlust der Metaphorisierung, dieser Zeit vor dem Gesetz (*temps avant la loi*), die Freud bereits in Totem und Tabu hinterfragt hatte. Es geht darum, sich der psychischen Kontinuität in den aufeinander folgenden Generationen bewusst zu werden. Das Tabu des Inzests trägt dieser Beschaffenheit Rechnung und garantiert die Übermittlung von Generation zu Generation. Das Kind trägt das Gesetz der Generationen in sich und wird auf diese Weise Vater der folgenden Generation. Der Vater ist eine Metapher, und das Kind ist der Vater der Menschheit.

## Dialog mit den Post-Kleinianern F. Tustin und D. Meltzer

Wir haben uns auf das, was die lacansche Theorie zum Verständnis der Psychose beigetragen hat, gestützt.

Wenn man sich auf die von Melanie Kleins Schülern – Donald Meltzer und Frances Tustin – weiterentwickelten Theorien stützt, erscheinen unter anderem:

- die Anomalien der Organisation des Raumes, wie das spezifische Körperbild autistischer Kinder, das sich z.B. in der Vertikalspaltung äußert,
- die Anomalien des Blickes und dessen abwehrender Bedeutungen, sowie die Wirkung dieser Anomalien auf die Entwicklung,
- die Schwierigkeit Symbole darzustellen,
- die spezifischen Anomalien der Sprache und deren Erlernen,
- der Ausdruck der autistischen Schwierigkeiten und Ängste.

Das Erkennen dieser spezifischen Punkte hat den Versuch einer neuen dynamischen und strukturellen Definition des Autismus aus psychiatrischer Sicht ermöglicht. Die Kleinianer haben mit sehr gestörten Kindern analytisch gearbeitet, die Literatur ist sehr reich und vielfältig.

Das Fremdbefinden, Unbehagen (*sense of strangeness*) ist es, wovon Meltzer und seine Schüler sprechen. Die Borderline- oder Schizophrenie-Patienten benutzen Wörter wie „*stupid*“, „*dumb*“, „*weird*“, „*strange*“.

Die Meltzer-Schüler Michael Paul und Ira Carson schreiben:

„Diese Worte können als Repräsentation eines mentalen Prozesses betrachtet werden, der eine Veränderung im Gebrauch des Wahrnehmungsapparates beschreibt, und zwar im Hinblick auf verschiedene Stadien des Aufkommens von Zuständen projektiver Identifizierung.“<sup>41</sup>

---

41 M.I. Paul, I.M. Carson, „The Sense of Strangeness“; [www.pep-web.org/document.php?id=irp.0030435.a](http://www.pep-web.org/document.php?id=irp.0030435.a). Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „These words may be considered to represent a mental process describing a change in the use of the perceptual apparatus with respect to different stages of emergence from states of projective identification.“

F. Tustin spricht in Bezug auf die Entwicklung des Selbst (*self*) von einer postnatalen psychischen Trächtigkeit, in einer gemeinsamen Hülle, in einer gemeinsamen Haut, die sich fortschreitend teilt. Dieses Zellenmodell, das der Teilung in der Nucleusphase vergleichbar ist, drängt also das Selbst des Babys dazu, sich zu bilden, indem es eine mütterliche Seite und eine Babyseite mitnimmt. Die Verschweißung oder die verzahnte Verbindung, oder das interne Skelett, halten sie zusammen. Es ist dieses interne Skelett, das bei autistischen Kindern zu fehlen scheint, um den Term Donald Meltzers aufzugreifen.

Meltzer hat 1975 ein neues Konzept geographischer Konstitution dreier psychischer Grenzen erarbeitet, um die Abwesenheit einer Oberfläche des Körpers als Einhüllung, so wie sie von M. Klein beschrieben wird, auszugleichen:

#### Grenzen

- externer Objekte im internen Raum,
- interner Objekte im internen Raum,
- Grenze mit der Außenwelt.

Die drei Grenzen lassen ein „schwarzes Loch“ bestehen, in dem jedes psychische Element, das sich ihm nähert, verschlungen wird. Das nennt Meltzer Delirium oder autistischen Wirbel. Es ist der Zustand der geographischen Verwirrung. Diese „schwarzen Löcher“ entsprechen der Angst, sich seiner vitalen Substanz zu entleeren, und dem Schwindel, von dem Vakuum aufgesogen zu werden.

Autistische Kinder haben eine Art „Behälter des Selbst“ (*self-container*) in Form der Haut (*skin container*). Es fehlt das interne Skelett (*skeleton container*). Das psychische Ich, das geboren wird, regrediert auf einen Status des körperlichen Ichs ohne mögliche Trennung. Am stärksten Punkt dieser Regression bzw. Desorganisation gibt es ein „Abtragen des Wahrnehmungsapparates in seine sinnlichen und sensorischen Komponenten“. Dieser Mechanismus gestattet es, zu einem Status primitiver Identität zurückzukehren, zu einem Niveau, an dem man sich an etwas geklebt fühlt, was es erlaubt zu überleben, ohne die Trennungssängste zu erleiden.

Die Interpretation F. Tustins hat mich sehr nachdenken lassen. „Die Schizophrenen sind in kleine Stücke zerschmettert, während die Autisten in zwei Hälften geteilt sind.“<sup>42</sup> Handelt es sich um eine Hälfe-

---

42 F. Tustin, *The Development of the Sense of I-ness*, zitiert nach: G. Haag, „Autisme infantile précoce et phénomènes autistiques“; in: *Psychiatrie*

te Mutter und eine Hälfte Baby, die horizontale Teilung, oder geht es um die vertikale Teilung?

F. Tustin spricht von einem normalen Autismus beim Säugling, was schwer zuzugestehen ist.<sup>43</sup>

Wenn es während der Entwicklung des Selbst eine binäre Aufteilung gibt (*clivage*), die wie die projektive Identifizierung wirkt, allerdings ohne Verschweißung, ohne Kante, ist der Schritt leicht zu machen, die Hypothese einer symbolischen Schweißnaht zu stellen, die eine körperliche Vereinigung erlaubt.

Ist das der Vater? Die Rolle des Vaters?

Tustin<sup>44</sup> bleibt, so scheint mir, unterhalb des Ichs (im Infra-Ich), in der Masse vor dem „Big Bang“.

„Am Anfang wird die Sensation des Selbst in Form von Flüssigkeiten und Gasen erfahren. Es ist nicht erstaunlich, denn das Neugeborene taucht aus einem flüssigen Milieu auf, und seine erste Nahrung und Exkremente sind mit Flüssigkeiten und Gasen verbunden [...] Paradoxerweise sind die Autisten von phantastischen illusorischen Ängsten geplagt. In ihren flüssigen und gasförmigen Zuständen sind sie voller Angst, zu explodieren, oder durch Löcher hindurch herauszufließen. Man muss also die Löcher verstopfen, durch welche das Gefühl des Ich oder ‚Me-ness‘ fließen bzw. ausbrechen kann.“<sup>45</sup>

Sich ausleeren, evakuiert zu werden, explodieren oder auslöschen: Die Beschreibung der Säuglinge, die Tustin und Meltzer auf psychotische Kinder anwenden, stößt sich an einer Frage: Was ist *in utero* passiert? Sie fügen hinzu: „Wir können einige Hypothesen von ätiopathogenetischer Ordnung aufstellen, sehr begrenzte Teilantworten, eher Absteckpfähle auf der Suche einer Antwort.“<sup>46</sup>

Die projektive pathologische Identifizierung ist das Ergebnis einer Desintegration des Selbst. Einige Teile des Selbst werden auf das Objekt projiziert und ihrerseits desintegriert. Daraus entsteht die Kreation bizarrer Objekte, die mit Feindseligkeit geladen sind. Das ist das schlechte Objekt. Es fehlt hier die resolute Identifizierung.

---

*de l'enfant*, tome 27; Paris: PUF, 2ème éd. 1984, S. 313 [Übersetzung C.M.].

43 F. Tustin, *Autisme et psychose de l'enfant*; Paris: Éd. du Seuil 1977, S. 11

44 F. Tustin, *The Development of the Sense of I-ness*; op. cit.

45 Ebd., S. 313 [Übersetzung C.M.].

46 Ebd., S. 315 [Übersetzung C.M.].

Ich beziehe mich auf S. Leclaire, der sagt, dass die Psychoanalyse das Unbehagen als Objekt hat, das Leiden des Individuums. Er merkt zu diesem Punkt an:

„Der Begriff Individuum bedeutet etymologisch nicht geteilt, was für ein Subjekt paradox ist, und dies auch vor der Existenz einer psychoanalytischen Theorie. Das Individuum, das ist eine Art die Teilung des Subjekts zu verneinen, die Teilung jedes Wesens in zumindest zwei Tendenzen, in Körper und Seele, wie man früher sagte. Das Subjekt ist ein Individuum, das grundsätzlich geteilt ist.“<sup>47</sup>

Der Prozess der Integration der multiplen Empfindungen, denen das Individuum unterworfen ist, der Säugling wie der Autist, ist das, was ich resolutive Identifizierung nenne. Die intrapersonelle Teilung, wie die interpersonelle Dyade lösen sich dank zweier simultaner aber unterschiedlicher Operationen aus, dem Imaginären und dem Symbolischen.

Also: Vom Säugling zum Kind, oder vom Autist zum Subjekt findet eine Verknötung statt, um die lacanschen Termini zu gebrauchen. In den Worten Melanie Kleins spricht man von Verschweißung, die wieder Sinn gibt, mit einer doppelten Bedeutung von Signifikation und Orientierung. Das ist für mich die resolutive Identifizierung, die den Lebenstrieb (d.h. Begehren und den Trieb nach vorn) mit dem Todestrieb (Bedürfnis, Angst, Pathologie) versöhnt. Das menschliche Wesen ist gleichzeitig Objekt der Bedürfnisse und Subjekt des Begehrens. Die Psychoanalyse ist also eine Disziplin der Konflikte und des Widerspruches. Sie lehrt den Sieg des Begehrens über die Zwänge des Todes.

Warum begrenzen sich die Kleinianer auf eine Beobachtung von Säuglingen, die beschreibend bleibt, wo sie doch die Pioniere der Arbeit mit Autisten sind? Sie beschreiben die Rolle des Holdings, des Handlings, des Blickes, sie erkennen sogar die Interpretation des begehrenden Blickes an (*à la Lacan*),<sup>48</sup> aber nicht die Sprache und ihre symbolische Funktion. Sie erkennen nicht den Raum an, der es dem

47 S. Leclaire, *Écrits pour la psychanalyse ...*; op. cit., S. 235. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Le terme d’individu étymologiquement veut dire non-divisé, ce qui est paradoxal pour un sujet et ce même avant l’existence d’une théorie psychanalytique. L’individu, c’est une façon de nier la division du sujet, la division de tout être entre au moins deux tendances, le corps et l’âme comme on disait autrefois. Le sujet est un individu essentiellement divisé.“

48 S. dazu G. Haag, „Autisme infantile précoce ...“; in: op. cit., S. 317.

Kind erlaubt, im *corps-à-corps* seinen Platz zu finden. Der Raum ist jedoch benannt, als Ort der Angst, verbunden mit der Abwesenheit der Organisation der Tiefe. Der Raum wird benannt, aber nicht durch die Sprache strukturiert, und er wird der Ort der Empfindung des verschlingenden Abgrundes, des Chaos, des „schwarzen Lochs“.

Es werden zwei Antworten auf dieses Chaos gegeben: Die erste ist der Horizont, der jedes Mal auf geographische Weise mit unserem „Hier“ verbunden ist, die zweite ist der Rhythmus, denn durch ihn kommt der Übergang des Chaos zur Ordnung.

An diesem Punkt schließt sich der Kreis meiner Überlegungen, nämlich dass alle Wege zum Subjekt immer nach Rom führen. Als Freud nach Rom kam, stellte er sich vor die Statue des Moses und wartete auf ein Zeichen. Zeichen des Untergangs, des Okzidents? Statue, lat. *signum*. Dies ist ein Zeichen aus Metall oder Stein anstelle eines vokalen Zeichens, eine Zeichen-Statue, die fordert und es ermöglicht, seinen zweiten Orient zu finden, seine eigene Kraft, seinen Rhythmus, seine Orientierung.

In der Klinik der Psychosen ist man damit konfrontiert, seine Augen und Ohren zu öffnen und theoretische Diskurse hinter sich zu lassen, d.h. das, was bereits etabliert ist, um so nah wie möglich beim Subjekt zu bleiben.

Es ist erstaunlich, dass man angesichts einer Problematik wie derjenigen des Autismus auf seine eigenen Recherchen angewiesen ist und dass man bei anderen Theorien dasselbe Bedürfnis nach Orientierung spürt. Es geht dabei um die Person, die mit der ihr eigenen Struktur und Geschichte als Psychoanalytiker arbeitet.

Das Erlangen der Sprache, die den Zugang zur symbolischen Ordnung gestattet, gibt dem Patienten die Möglichkeit einer bildlichen Identifizierung, die schließlich das Statut des Bildes determiniert und das Chaos beseitigt. Das zu authentifizieren, was im Subjekt von imaginärer Ordnung ist, und dem Patienten zu gestatten, seine Geschichte zu artikulieren, also vom Psychotiker zum Neurotiker zu werden: Das ist das Ideal einer Analyse.

„Das Imaginäre ist der Ort, an dem sich alle Wahrheit offenbart,“ sagt Lacan am 10. März 1975.<sup>49</sup> Wie mir scheint, ist das Imaginäre unbeugsam, und das ist es vielleicht, was wir bei den Kleinianern hören müssen: Das Reale des Körpers durchläuft das Imaginäre. Das heißt, dass es beim Psychotiker eine geographische Konfusion gibt

---

49 A. Vanier, *Lacan*, Paris: Editions Les Belles Lettres 2003.

(laut Meltzer) in dem Sinne, dass eine körperliche Nichtintegration Einflüsse auf das psychische Leben hat.

Vielleicht ist das die Konfusion: Zwischen den Körpern von Mutter und Kind kommt nichts und niemand, um sich dazwischen zu setzen, keine Sprache, keine Buchstaben, keine Spur, die einen Eindruck hinterlassen könnten. Es fehlen kardinale Koordinaten, die dem Subjekt ermöglichen, Sein und Haben zu strukturieren, um zu leben. Die Konfusion ist das Chaos des Nichtgesagten. Das „schwarze Loch“ als Metapher macht die Theorie des unmöglichen Bezugs des Psychotikers zum Wort deutlich.

An diesem Punkt möchte ich noch einmal die Definition der Sache im Chinesischen aufgreifen, das Ost-West-Ding, um zu zeigen, dass eine Bipolarität einen neuen Schwung bringt. Das Ding ist irgendwo zwischen Ost und West, so wie das Individuum.

Deswegen möchte ich zuletzt die *Kadimah* erwähnen, eine zionistische Organisation, bei der Martin Freud Mitglied war und bei der Freud viele Jahre später Ehrenmitglied wurde. Die *Kadimah*, das bedeutet gleichzeitig und gleichwertig „nach vorne“ und „gen Osten“, gen Orient.<sup>50</sup>

---

50 Mein Dank gilt Peter Widmer als engagiertem Projektverantwortlichen für die Lektüre meines Textes, für seine Fragen, Anregungen und Übersetzungshilfen, genauso Michael Meyer zum Wischen (Köln), der meine Arbeit durch großen Einsatz und wertvolle Diskussionen mitgetragen hat. Weiterhin danke ich auch meinem Ehemann Eberhard Moser und unseren Kindern, die mich bei dieser Arbeit mit Unterstützung und Verständnis begleitet haben.